Berliner Plauderei.

Die Ansichten ändern sich. — Kritiker hüben und drüben. — Angriff auf Dr. Muck. — Bach's „Matthäus - Passion."

Berlin, den 25. November.

Man hat mit europäischen Künstlern, die ein kürzeres oder längeres Engagement in Amerika antreten, schon allerlei Erfahrungen gemacht, soll sich also nicht zu sehr wundern, wenn wieder einmal etwas Befremdliches der Art passirt. Garnicht so selten tritt zum Beispiel der Fall ein, daß ein europäischer Künstler, so lange er in Amerika ist, ganz andere Ansichten über die Verhältnisse und Zustände seiner Heimath hat, oder wenigstens verlauten läßt, als man sie hier von ihm gehört hatte. Sängerinnen nehmen thränenden Auges von ihren hiesigen Freunden Abschied und versichern sie, daß nur die leider so nöthigen Dollars sie vermöchten, das herrliche Europa auf fünf oder sechs Monate mit dem barbarischen Amerika zu vertauschen, und wenn sie dann den Hudson River hinauffahren erzählen sie strahlenden Auges den Reportern, wie glücklich sie seien, ihr geliebtes Amerika wiederzusehen. Als Felix Mottl in Begriff stand, New York zu verlassen, gaben ihm die Kritiker New Yorks ein Abschiedsessen, wohlverstanden, die Kritiker gaben ihm das Essen, nicht umgekehrt! — um ihm noch einmal zu beweisen, wie sehr sie seine Leistungen schätzten, vor allem aber auch um ihm so eindrucksvoll wie möglich an's Herz zu legen, doch wieder nach New York zurückzukehren, das ihn dringend benöthige. Wie gerührt Mottl war! So etwas sei ihm drüben, also in Europa, denn doch noch nie passirt, jetzt fühle er erst, wie ernsthaft man in New York nach dem Besten in der Kunst strebe. Schon lange sei er davon überzeugt gewesen, daß New York allein die Möglichkeiten für eine wahrhaft ideale Oper gewähre, usw. usw. Gewiß werde er im nächsten Herbst wieder kommen, Conried habe ihm ja bereits ein glänzendes Anerbieten gemacht, und dann wolle er sich mit Feuereifer an die Erfüllung seiner hohen Aufgabe machen. Mit wärmsten Händedrücken und feuchten Auges nahm er von der Schaar der Kritiker Abschied. Als er aber acht Tage später in Cherbourg an's Land stieg, erklärte er, daß Amerika ein hoffnungsloses Barbarenland sei, wo die Kunst nichts zu suchen habe, und wohin er niemals zurückkehren werde. Sein Kontrakt mit der Münchener Hofoper war gerade perfekt geworden.

Dieser Fall Mottl war wohl der krasseste von allen, und der seit gestern hier diskutirte Fall Muck spielt dagegen gar keine Rolle. In gesperrter Schrift verursachte gestern Morgen die „Vossische Zeitung" eine pietätlose Störung der Sonntagsruhe durch die Mittheilung, Dr. Carl Muck habe sich erfrecht, in Amerika zu erklären, daß ihm die amerkanischen Musikkritiker lieber seien, als die deutschen. Sie befleißigten sich eines höflichen Stils, beschwerten ihre Berichte nicht mit technischem Ballast, ertheilten keine Zensuren usw. usw. Vielleicht kann ich dieser Ansicht Dr. Muck's nicht einmal in allen Punkten beistimmen, denn mir sind auch amerkanische Kritiker in der Erinnerung geblieben, die an der Höflichkeit viel weniger Gefallen finden, als an der Ironie, oder die in endlose technische Salbadereien verfallen, und umgekehrt könne ich auf dieser Seite des Oceans manchen Kritiker, der alle die Tugenden besitzt, die Dr. Muck an den amerikanischen Herren rühmt. Aber deshalb sollte man doch Herrn Muck das Recht lassen, solche Ansicht im Allgemeinen zu formen und zu vertreten. Zu verwundern wär's wirklich nicht, wenn ihm dieser allgemeine Unterschied zwischen deutscher und amerikanischer Kritik angenehm auf die Nerven gefallen ist; denn so gediegen die deutsche Kritik in den besten Fällen auch sein mag, Grazie besitzt sie selten. Wer Knüppelschläge kennen gelernt hat, dem ist ein kleiner Stich des Floretts ein angenehmer Kitzel.

Aber nun machte die gute Tante Voß Front gegen den armen Dr. Muck und leistete sich folgende, beinahe schmutzig zu nennende Insinuation: „Wer die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten kennt, weiß daß dort nur etwa vier oder fünf musikkritische Federn ernsthaft in Betracht kommen. Herrn Dr. Muck sind Reporter, die den Kassenrapport melden und die Hervorrufe zählen, anscheinend lieber als ästhetisch durchgebildete Kunstrichter. Er liefert damit einen Beitrag zur Charakteristik seiner Persönlichkeit, der wahrlich nicht geeignet ist, die Symphonie für ihn zu mehren." So sprach die Redaktion der „Vossischen Zeitung", und nun werden Sie doch glauben, daß sie die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten genau kennt. Wenn nur nicht die amerikanischen Kritiker einander darüber in die Haare gerathen, wer von ihnen jene „vier oder fünf" Federn sein sollen. Hoffentlich geht's ohne Blutvergießen ab.

Natürlich gibt es hier genug Amerika-Helfer, die der Tante Voß ein lautes Bravo zuschreien werden, und da kann es nicht schaden, wenn man einmal konstatirt, wie es, denn eigentlich mit dem „ästetisch durchgebildeten Kunstrichterthum" des ersten Kritikers der Vossischen Zeitung aussieht. Grade zwei Tage vorher hatte er, der sich Max Marschalk nennt, die Gelegenheit zu einer Blamage erhalten, und siehe da, er machte sofort einen Gebrauch davon, der auf seine „ästhetisch durchgebildetes Kunstrichterthum" kein günstiges Licht wirft.

Am Bußtage, am vorigen Mittwoch, hatte Siegfried Ochs mit seinem Philharmonischen Chor die Bach'sche „Matthäus"-Passion zum ersten Male seit Bach's Tode unverkürzt zur Aufführung gebracht. Ohne Pausen dauert die gesammte Aufführung über vier Stunden. Ochs hatte also die Aufführung in zwei Theile zerlegt: der erste Theil begann um zwölf Uhr Mittags, der zweite um sieben Uhr Abends. Nun wetterte die „Vossische Zeitung" in ihrer Besprechung gegen diese Verabreichung des Werkes „in zwei Nationen", nannte das einen „gewaltsamen Eingriff" und eine „Pietätlosigkeit". Man bedenke, daß Ochs für einen Bachkenner erster Ordnung gilt, daß er in seinen Aufführungen der h-moll Messe und der vielen Cantaten ein Bach-Verständniß bewiesen hat, wie es sonst keinem lebenden Dirigenten nachgerühmt wird. Man weiß außerdem, daß er jahrlang vor solcher Aufführung die sorgfältigsten Studien macht, um an alle die Quellen des Werkes zu gelangen. Wirft man einem solchen Manne Pietätlosigkeit vor, dann wird man doch füglich dahinter hersein, den Vorwurf auch begründen zu können, Max Marschalk hätte also ehe er seinen Vorwurf drucken ließ, ausfinden sollen, ob man sonst schon einmal eine solche Zweitheilung des Werkes vorgenommen hatte, und er hätte bei seinen Nachforschungen sogleich bis zu den Lebzeiten Bach's zurückgehen müssen. Mendelssohn führte bekanntlich im Jahre 1829 nur eine stark zusammengestrichene Passion auf, und dieses Streichen hat man dann nachher als legitime Tradition hingenommen. Aber zu Bach's Zeiten strich man nicht, wie hatte man's denn damals mit der Zeiteintheilung gehalten? Nun, ja'l genau so wie Ochs es jetzt gethan: den ersten Theil der Passion gab Bach selbst bei der Uraufführung in der Leipziger Thomaskirche im Jahre 1729 in der Mittagszeit, den zweiten erst nach der Nachmittagspredigt. Der Vorwurf des „gewaltsamen Eingriffes", der „Pietätlosigkeit", den Marschalk erhoben, bleibt also nicht auf Ochs sitzen, sondern fällt auf den Kompronisten Bach selbst. Na, der würde diese Dummheit — wenn er am Leben wäre — zu den übrigen legen.

Und Marschalk war nicht der einzige, der solchen Beweis für seine Dispositionen zu tadeln und für seinen Mangel an Information lieferte. Dr. Leopold Schmidt bemängelte die Zweitheilung im „Berliner Tageblatt" fast ebenso heftig; nur den Ausdruck „pietätlos" vermied er. Wäre es also nicht vernünftiger gewesen, die Voßische hätte keine solche Lauge über Dr. Muck ausgegossen, sondern sich lieber erst vergewissert, ob im eignen Hause „ernsthaft in Betracht kommende Federn" vorhanden sind? Jetzt wird sie auf Wochen hinaus das Gelächter der Schadenfreudigen nicht stillen können. Wie viel besser wäre Tante Voß gefahren, hätte sie zu Dr. Mucks Erguß einfach bemerkt, daß überall mit Wasser gekocht werde, und daß es vermuthlich beachtenswerthe und nicht der Beachtung werthe Kritiker unter allen Himmelsstrichen finden werde.

* * *

Die Attacke auf Dr. Muck war eine Einzelarbeit der „Voßischen Zeitung", während Attacken auf die wundervolle Aufführung der Matthäus-Passion leider von einer ganzen Reihe von Zeitungen geritten wurden. Warum? Das kann ich nicht mit irgend welcher Bestimmtheit sagen und ich erkläre mir das Phänomen so, daß der nervenmarternde tägliche Frohndienst eines reichshauptstädtischen Musikkritikers bis zu solchen Grade verstimmen und irritiren kann, um ihm die rechte Empfangsfreudigkeit selbst dann zu versagen, wenn es sich um Größtes und Schönstes handelt. Das wäre allerdings ein bedenklicher Zustand. Wenn der Kritiker so weit gekommen ist, seine Existenzberechtigung vor allem dadurch nachweisen zu wollen, daß er sich durch nichts mehr imponiren läßt, hat er sich aus der Gemeinschaft mit der Kunst losgelöst und ist ohne weiteres zu den Kunstfeinden zu rechnen. Nun ist ja in diesem Falle zugegeben, daß lange vor der Aufführung allerlei aufreizende Gerüchte verbreitet wurden. Der konkurrierende Verein, die Singakademie, sei außer sich darüber, daß der Philharmonische Chor es wage, ihr das beste Repertoiresstück wegzunehmen. Es wurde sogar erzählt, man habe des Kaisers Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß die „Matthäus-Passion" eigentlich nur in die Kirche gehöre und daß der Leiter des Philharmonischen Chores hebräischer Abkunft sei. Die Anwort soll allerdings nicht ermuthigend ausgefallen sein. Aber wie viel thatsächliche Basis diese Gerüchte besitzen, kann ich nicht sagen, wohl aber kann ich mich dafür verbürgen, daß die Bußtägliche Aufführung in der Philharmonie auf jeden nicht Voreingenommenen wie eine Offenbarung wirkte. Auch ich gehe gewiß nicht gerne zweimal am selben Tage in ein Konzert, und dieser Bußtag war außerdem mit einem Wetter gesegnet, daß man nicht einmal den sprichwörtlichen Hund auf die Straße hätte jagen mögen, sich selbst aber brauchte man nicht erst zu jagen, es zog einen unwiderstehlich zu der Stätte zurück, wo man morgens so erhoben worden war. Natürlich war der Saal morgens und abends überfüllt; ja, hunderte hatten keinen Platz mehr bekommen können. Nur schwer aber wird es mir zu glauben, daß es wirklich Leute giebt, die sich bei dieser Aufführung heiliger Schauer innerster Erregung haben entziehen können. Alles war geschehen, um die Aufführung der Vollendung so nahe wie möglich zu bringen, der Chorsang mit einer Tonqualität und einer Charakterisierungsfähigkeit, daß die Grenzen menschlichen Könnens beseitigt zu sein schienen, das Orchester war nach dem Muster der Bach'schen Zeit zusammengesetzt, es fehlten also die alten Instrumente nicht, und das Verhältniß der Holzbläser zu den Streichern war das Bach'sche; endlich war es auch gelungen, für die Hauptpartien die besten verfügbaren Solisten zu gewinnen, für den Christus zum Beispiel den unvergleichlichen Johannes Meßchaert. Als er an sein, „Eli, lama asabthani" kam, glaubte man ein leises Schluchzen durch den Saal gehen zu hören. Ich habe nirgends und nie eine weihevollere Stunde erlebt. Wie hätte man sich da also am nächsten Tage hinsetzen und einen kleinlich bemängelnden Bericht schreiben können? Ich behaupte, die das gethan, waren überhaupt nur körperlich, aber nicht geistig bei der Aufführung anwesend gewesen.

Dabei stehe auch ich nicht auf dem Standpunkte, daß man diese ungekürzte Aufführung der Bach'schen „Matthäus" - Passion nun stets und überall zum Muster nehmen soll. Im Gegentheil, ich bin fast unter allen Umständen ziemlich leicht für Abkürzungen zu haben. Aber hier handelte es sich darum, mit den glänzendsten Mitteln und mit dem hellsten Kunstverstande eines der größten Werke deutscher Tonkunst einmal so darzustellen, wie es seinem Schöpfer vor der Seele gestanden haben muß. Ochs hatte die sorgfältigsten Studien gemacht, um durch alle Entstellungen hindurch, die sich im Laufe der Zeit eingenistet hatten, an den ursprünglichen Geist Bach's heranzukommen, er hatte auch Irrthümer in der Partitur der Bachgesellschaft gefunden und Korrekturen nach dem Manuskript Bach's (in der hiesigen Königlichen Bibliothek) vorgenommen. Seine Aenderungen bezogen sich vornehmlich auf Tempo und Schattierungen in den Chören und Chorälen. So kam er zum Beispiel zu der Ueberzeugung, daß der Chor der Priester und Schriftgelehrten „Nur nicht auf das Fest" nicht wie bisher im fortissimo herausgeschrien, sondern gradezu geflüstert werden müsse. Und seine Argumentation scheint mir einleuchtend zu sein. Er sagt, diese Herrschaften gehörten den höchsten Gesellschaftsklassen an, sie schrien einander also schwerlich die Vorsichtsmaßregel zu, daß man ein Aergerniß erregen würde, wenn man grade während des Festes gegen Jesum vorgehen werde; sie werden sich das nur zugeflüstert haben. Die rein musikalische Wirkung des „piano" war wundervoll; wenn aber trotzdem jemand hier das „forte" vorzieht, so ist das sein gutes Recht, das man dem Kritiker gewiß nicht entziehen soll. Aber dem Dirigenten Eigenmächtigkeit vorwerfen, — — das geht über des Kritikers Rechte hinaus, es sei denn, daß er den Nachweis führen könnte, Bach habe selbst das „forte" vorgeschrieben.

Was aber das Ungekürzte betrifft, so ist meine Ansicht, daß man von Zeit zu Zeit, bei entsprechenden Veranlassungen und unter günstigen Umständen jedenfalls das Werk in seiner Ganzheit ausführen sollte, bei regelmäßig wiederkehrenden und mit weniger glänzenden Mitteln zu veranstaltenden Ausführungen aber eine ganze Anzahl Arien weglassen kann. Dagegen sollte das Recitativ des Evangelisten möglichst unversehrt erhalten bleiben, denn es ist im höheren Wortsinne so „sprechend."

Und nun will ich mit dem, aller Wahrscheinlichkeit nur „fromm" bleibenden Wunsche schließen, daß man den Berliner Philharmonischen Chor auf Reisen schicken könnte, damit aller Welt einmal offenbar werde, wie Bach klingen kann.

August Spanuth.

Fein taxirt.

Redakteur: „Dieses Jammergedicht kann ich nicht bringen, ich muß mich deshalb schon an einen richtigen Dichter wenden!"

Dichterling: „Um die elendigen fünf Mark, die Sie mir geboten! Um einen solchen Preis fällt ja einem richtigen Dichter überhaupt gar nichts ein!"

Spitz.

Konzertsängerin: „Denken Sie sich, die eine Arie mußte ich gestern dreimal wiederholen!"

Freundin: „Wahrscheinlich war das Publikum der Ansicht, es wäre ganz gut, wenn Sie die Arie noch ein paar Male durchnehmen."

New Yorker Plauderei.

„Puppe, gieb mir!" waren die ersten Worte, welche die 9jährige Alma Donnelly sprach, als sie auf ihrem Lager im Schwedischen Hospital aus dem Schlafe erwachte und auf der Fensterbank eine Puppe liegen sah. Es waren die ersten drei Worte gewesen, die Alma in ihrem Leben gesprochen hatte, denn seit ihrer Geburt war die Kleine stumm gewesen. Bei der Geburt des Kindes hatte, wie die Aerzte erklärten, das Ausgleiten eines der zur Verwendung gekommenen Instrumente verursacht, daß eine kleine Knochenscheibe auf den Theil des Gehirns, welcher das Sprachvermögen kontrollirt, drückte, und die Folge davon war gewesen, daß das Kind nicht sprechen lernte, obwohl es körperlich ganz gut gedieh. Als sich vor einiger Zeit zu der Stummheit des Mädchens auch noch Gedächtnischwund gesellte, entschlossen sich die Eltern, eine ihnen angerathene Operation an dem Kinde vornehmen zu lassen, und diese Operation wurde am vorigen Dienstag von Dr. William L. Chapman, einem besuchenden Arzte des Schwedischen Hospitals, unter Assistenz der Aerzte Dr. George W. Simrell, Dr. Morris und Dr. Post ausgeführt.

Als die Kleine nach Beendigung der schwierigen Operation aus der Narkose erwachte, war sie derart leidend und apatisch, daß die Aerzte noch nicht zu sagen wagten, ob die Operation den gewünschten Erfolg gehabt habe, doch Tags darauf sahen sie zu ihrer größten Genugthuung, wie die kleine Patientin zu der neben ihr liegenden Puppe zu sprechen begann.

Alma Donnelly ist das dritte Kind, welchem innerhalb weniger Wochen durch eine von Dr. Chapman ausgeführte Operation das bisher fehlende Sprachvermögen gegeben wurde. Die erste dieser Operationen vollzog Dr. Chapman an dem 7 Jahre alten Terence Devitt der seit seiner Geburt stumm gewesen war und seit der Operation ganz munter plaudert. Die zweite Patientin war Pearl Thomson, Bronx, die trotz ihrer acht Jahre kein Wort sprechen konnte, bis ihr Dr. Chapman durch eine am letzten Samstag ausgeführte Operation die „Zunge löste."

* * *

Als blühende, kräftige Frau traf vor mehr als einer Woche Frau Elizabeth Zuschlag auf Ellis Island ein, um sich zu ihrem Manne, den sie in Chicago wähnte, zu begeben. Vier Kinder hingen ihr an der Schürze. Doch von dem Gatten hat die Frau, seitdem sie auf der Elendsinsel festsitzt, kein Wörtchen gehört und aus ihr selbst ist gegenwärtig nur ein Schatten ihres früheren Selbst geworden.

„Wenn meine weinenden Kinder mich fragen, ob wir nicht bald zum Papa reisen, geht es mir durch den Körper, als ob man mich mit Messern schnitte. Wenn wir hier nur noch einige Tage festsitzen, werde ich entweder verrückt oder ich sterbe direkt an gebrochenem Herzen. Ich begreife nicht, weshalb mein Mann nicht gefunden werden kann. Die Adresse, die er mir nach drüben schickte, lautet deutlich: 16 Willow Str., Chicago," jammert sie.

Es sind indeß die verschiedenen Briefe und Telegramme, die nach Chicago geschickt wurden, als unbestellbar zurückgekommen, so daß irgend ein Fehler in der Adresse vorzuliegen scheint.

In fast noch traurigerer Lage befindet sich Frau Elizabeth Luther, die mit einem Kind im Alter von anderthalb Jahren die Amerikareise zu ihrem Manne, der in Harrisburg Pa., wohnen sollte, gemacht hat. Aus Harrisburg ist die Nachricht hier eingetroffen, daß der Mann von dort verzogen ist und soweit bekannt ist, sich nach Cleveland gewendet hat. Eine genaue Adresse hat er indeß nicht zurückgelassen. Da die Frau bei ihrem Eintreffen hier fast mittellos war, verfügte die Inquisition den Abschub. Die Ungarische Hilfs - Gesellschaft erwirkte einen Aufschub der Deportation, um einen Versuch zu machen, in Cleveland den Mann aufzuspüren. Viel wird natürlich davon abhängen, ob der Mann seine Frau und sein Kind bei sich will, oder ob er versucht, seine Verpflichtungen von sich abzuwälzen.

Landsmannschaftliche Vertreter und Missionare vertreten die Ansicht, daß das Einwanderungsgesetz der Abänderung so bedarf, daß Ehegatten, die die Deportation ihrer Angehörigen herbeiführen, indem sie sich absichtlich nicht um sie kümmern, selbst aufgegriffen und deportirt werden sollten.

Es giebt wenig Engländer, die einen Witz verstehen, und noch weniger, die Witze machen können — das heißt gute Witze; die andere Sorte kann eigentlich Jeder verüben, sogar ein Engländer. Da hält sich zur Zeit ein englischer Schriftsteller hier auf, der zu jenen Wenigen zählt, denen die Gabe des freiwilligen Humors verliehen ist; unfreiwillig komisch sind die meisten Engländer, und das ganz besonders, wenn sie witzig sein wollen. Dieser weiße Rabe, er führt den ziemlich gewöhnlichen Namen Frank Harris, hat ein. Anzahl vortrefflicher Anekdoten, Witze und Histörchen mitgebracht, die den Reiz der Neuheit und den Vorzug der Güte besitzen. Hören wir, was dieser witzige Engländer zu sagen hat:

„Die englische Gesellschaft besteht aus drei Klassen: den Aristokraten, die weiter nichts sind als Barbaren; dem Mittelstand, der sich aus Philistern zusammensetzt, und der Hefe des Volkes, die eben weiter nichts sind. Höchst komisch ist die Thatsache, daß der verstorbene König Edward, der alle Laster der Aristokraten besaß, bei dem Mittelstande beliebt war, und daß sein Sohn, König Georg, der alle die Tugenden des Mittelstandes aufweist, von den Aristokraten verachtet wird. Man spricht von ihm und der Königin stets als von Georg und dem Drachen." —

„Der Fürst von Wales wurde vor Kurzem zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris geschickt, und seine Mutter, die Königin, bestand darauf, daß er ein Tagebuch führte. Hier ist eine Seite aus diesem Tagebuche: „18. September. — Ging um zehn Uhr mit meinem Erzieher in die Sorbonne. Um ein Uhr Luncheon mit meinem Erzieher. Um 2 Uhr 30 Minuten besuchte ich den Louvre mit meinem Erzieher. Thee mit meinem Erzieher. Dinner mit meinem Erzieher. Studirte mit meinem Erzieher bis zehn Uhr Abends und ging um halb elf zu Bett. — Ich begreife nicht, was mein Großvater an Paris Schönes gefunden hat!" —

„Ich war Anwalt in Amerika, Schriftsteller in England und Hotelbesitzer in Frankreich — in jedem Falle die verachtetste Profession des betreffenden Landes. Es giebt nichts Niedriges in Amerika als Anwalt, außer vielleicht ein überführter Verbrecher; es giebt in England nichts Niedrigeres als Schriftsteller, außer vielleicht Bettler; und in Frankreich giebt es außer Hotelbesitzer nur einen Beruf, der noch geringer geschätzt wird: der Kutscher des Omnibus, der die Gäste nach dem Hotel bringt." —

„Am herzlichsten muß ich über die Schauspieler lachen — wenn sie nicht auf der Bühne stehen. Kommt da neulich ein Schauspieler ganz verzweifelt zu mir und jammert, daß er seine ganze Rolle neu studiren müsse, da man den Wortlaut verändert habe.

„Und ist die Aenderung wirklich so wesentlich?" fragte ich ihn.

„Ich soll's meinen. Früher mußte ich sagen: „Der König! Hier kommt er!" und jetzt soll ich sagen: „Hier kommt der König!" —

„Ein bekannter Witzbold war Gast bei einem Diner, das sich ungewöhnlich in die Länge zog. Als leidenschaftlicher Raucher wartete er sehnsüchtig darauf, daß sich die Damen zurückziehen würden, da er sich eine Cigarre anzünden wollte. Es wurde später und später, und die Damen thaten nichts dergleichen; die Kerzen brannten schon tief, und die Dame des Hauses sagte zu ihm: „Wollen Sie bitte das Licht vor Ihrem Platze auslöschen, es raucht."

„Beneidenswerthes Licht," seufzte der Gast und blies es aus.

Berliner Brief.

Berlin, Ende Nov.

Städte haben Gesichter wie die Menschen auch, und von ihren Lippen tönt verständliche Sprache zu aller Zeit, die von den Dingen und Vorgängen, von den Sorgen und Heiterkeiten, von den Stemmungen und Beklemmungen in dem Riesenkörper erzählt. Berlins Sprache klingt in all den Wochen schon erheblich gedämpfter, als sonst. Und wenn die fernen, reißenden Stürme, die über den Balkan fegen, vermuthlich auch in allen deutschen Städten windstill-bange Erwartungstage erzeugen, so mag doch der Krieg nirgends trüber abfärben, als just in Berlin, das sich ja sonst in minder beunruhigter Zeit vor tobenden Ausgelassenheiten und schrillem, lärmendem Trubel, die es auf seine Art für Heiterkeitsbeweise und Lebensbejahung nimmt, mit zweifelhaftem Geschmack, aber unzweifelhaftem Aufwand kaum zu fassen weiß. Wir sind recht still geworden jetzt in Berlin, und die Stadt, die sonst so selbstbewußt und so überlaut von sich selbst zu reden pflegt, daß rundum alle Dinge, auch wenn sie in der Nähe lagen, wie in verschwommenen, gleichgültigen Fernen verglitten, die schnoddrig redselige Stadt hat sich daran gewöhnt, jetzt mehr auf das Horchen nach außen, als auf das Reden zu Hause zu achten. Und vielleicht ist's sogar möglich, daß sich Berliner finden, die nunmehr doch der Ueberzeugung gewonnen sind, daß selbst hinter dem Tempelhofer Feld und Zossen noch Menschen leben, — ab und zu, wie man rings um Kirkkilisse und Tschataldscha sieht, recht ungemüthliche Menschen, die nicht einmal auf die Bars der Motzstraße W.W. oder auf die Kaffeehausplantagen links und rechts von der Gedächtnißkirche irgend welche Rücksicht üben.

Zwar die Bars müssen immer noch nicht klagen. Die Schönen der Kokottenviertel haben, so viel man erfährt, noch keinen Entschluß gefaßt, der sie in stillen Stunden zur Tröstung osmanischer Helden verpflichtete. Vorläufig werden die Bars also kaum zu Grunde gehen, die nördlichen Odalisken bleiben uns erhalten. Auch wird noch jeden zweiten Tag ein neues Theater gegründet, eröffnet und geschlossen und, wie im alten Byzanz, um das jetzt der Kampf der Bulgaren geht, hat man allerlei munter entartete Zerstreuungen, wie etwa die fünfunddreißig Hähne, die man nächstens — in einem natürlich abermals zu eröffnenden „Theater" — bei einem Thierduell auf Leben und Tod bestaunen wird. Das russische Ballett mit seinen Tänzern, die bekanntlich das europäische Interesse haben, wird gleichfalls nicht versäumen, die melancholisch gewordenen Berliner zu erheitern. Aber das eine läßt sich trotz der Karsarina und Pawlowa, trotz Hahnenschnäbeln und Kokottenbars nicht leugnen: daß die Berliner wirklich melancholisch geworden sind.

Das Symbol ihrer Bedrücktheit ist das Papier. Das Papier in jeglichem Sinne . . . Als das Balkangewitter losbrach, flatterten die Tausendmarkscheine auf dem Umweg über die Börse nur so davon, und man war nicht minder theilnehmend bewegt als erstaunt, wie viele Menschen in Berlin Besitzer sonst gewiß nicht unangenehmer Papiere waren. Man klagte vom Bekannten zum Bekannten: jeder Dritte, der den Pulverdampf von dort unten in der Türkei, wo die Völker sich die Köpfe zerschlugen, an der eigenen Nase spürte. Das Papier, das die üble Angewohnheit schwankender Kursempfindlichkeit hat, trat die Herrschaft im Kreise jeder Lebensäußerung an, und das bedruckte Papier, das Zeitungsblatt, das täglich neues Schreckniß, neue Verwicklungsmöglichkeiten brachte, ergänzte die Herrschaft. Niemand fürchtet den Krieg — den „großen", den „europäischen"—, niemand glaubt recht an ihn: aber schon den „kleinen", der Zehntausende bisher ins Jenseits beförderte und Städte und Dörfer in Asche legte, schon den „kleinen" Krieg spürten alle. Man merkt ihn nicht bloß an den Extrablättern, die alle Weile die Straßen durchlaufen, nicht allein an den Camelots, die mit ihren Rufen von Gefallenen und Gefangenen, mit ihren verblüffenden geographischen, laut herausgeschrienen Kenntnissen über Südosteuropa alle Straßen, alle Tramms, alle Kaffees erfüllen: man merkt ihn längst auch außerhalb der Zeitung . . .

In den Cafés strotzen alle Gespräche von Kavalleriebrigaden, von Angriffen mit bloßem Bajonett, von ganz genauen Beschreibungen des schweren Artillerieparks, den die Bulgaren nicht haben. Fast wunderbar ist es, wieviele Militärtechniker und -taktiker sich in unscheinbarem Zivil entpuppen, und wie mit geradezu moltteschen Sicherheit die Siege des eventuellen russisch-österreichischen Zusammenstoßes jetzt schon vertheilt sind. An den weißen Marmortischen gerathen sich die Diplomaten mit den Strategen in die Haare, und die fremdklingendsten Namen fliegen mit einer Selbstverständlichkeit umher, als würden Heimathsorte genannt. Man hat Wetten abgeschlossen und ist jetzt erbittert. Denn alle fast müssen ihr Zutrauen in die einst ruhmreichen Osmanenwaffen diesmal bezahlen. Ein Schriftsteller, der einige Jahre auf dem Balkan als Korrespondent großer ausländischer Blätter, in Bulgarien, in Athen, in Konstantinopel gelebt hatte, prophezeite und wettete, kaum daß die ersten drohenden Anzeichen wahr wurden, am künstlerisch angewehten Kaffeehaustisch „binnen vier Wochen" auf den vollständigen militärischen und politischen Zusamenbruch der Türkei. Man lächelte ihm nachsichtig zu, und einer der bekanntesten Maler Berlins neckte ihn, wenn der zuversichtliche Prophet bei den wenigen Meldungen noch türkischer Erfolghoffnung die Miene doch „auf Halbmast" hißte. Der Balkansachverständige muß jetzt Tag um Tag seine Weisheit im Cafe auspacken. „Persönlich" bürgt er für den Frieden. Aber keiner wagt diesmal mehr eine Wette . . . Nebenan ein Tisch, besetzt mit alten Herren mit besorgten Gesichtern. Ein wüthender Artillerist, der als Antiquitätenhändler offenbar seinen Beruf verfehlte, wirft mit Elevationswinkeln und Schrapnells um sich. Er zeigt, wie Belgrad von den Oesterreichern in sechs Stunden in Schutt und Asche gelegt ist, und hat noch andere strategische Ausblicke. Aber die alten Herren bleiben stumm und sorgenvoll, endlich sagt einer: „Herr, Sie haben keine Söhne" . . .

Der Krieg fährt durch die ganze Stadt mit und in seinem Lärm wurden die Geschäfte schweigsamer. Nicht nur die großen Exporthäuser, die nach ihren Balkangeldern ausspähen und die schwanke Zukunft der Handelsbeziehungen erwägen: selbst in den Waarenhäusern, die jetzt erheblich stiller scheinen, in allen Luxusgeschäften glaubt man's zu spüren. In den Hochbahncoupés, in der Stadtbahn sitzt man durch Zufall — aber der Zufall wiederholt sich — neben Reisenden, die einander erzählen, wie sie aus dem Ausland wieder heimkehrten, weil die Geschäfte die Kosten nicht lohnten. Ein Konfektionär versichert, daß er sich trotz allem „nicht nervös machen" lasse, aber sein Freund klagt, daß bei seinem Hause in noch nie dagewesenem Gegensatz zu allen früheren Saisons kaum ein einziges Ballkleid bestellt worden sei, ein dritter bestätigt das Gleiche und der erste zuckt mit eingestandener Bestätigung die Achsel . . .

So scheint's freilich, daß die Berliner des Winters 1912 nicht mehr die Stetsvergnügten sind, die sonst um diese Zeit recht lustig beim Todtschlagen der kaum begonnenen „Saison" sich erheitern. Ob auch die bunten Lichter immer noch über den Kientopp-Palästen flimmern, ob auch die großen Damen der Liebe immer noch an den kleinen Tischen im „Palais de danse" mit ausländischen Lebemännern soupiren und sich noch immer mehr als in einem dröhnenden Musikcafe geniale Nachfolger jenes „Mister Meschugge" finden, der sich beim Dirigiren an einem Seil an die Decke zog, um einem Pianissimo besondere Stimmung und Klangschönheit zu besorgen . . . . die Berliner Gesellschaft von 1912 weiß nichts von Uebermuth. Sie ist nicht eingeschüchtert, aber sie ist ernst. Sie will warten mit dem Festefeiern, mit den Ballkleidern, mit dem unabsehbaren, rauschenden Reigen der Soireen. Sie passen erstens nicht so recht zu Massakerfurcht und Schlachtenmord. Und dann: man hat beträchtlich viel Geld verloren . . . Es schickt sich, zu Zeiten zu sparen . . .

Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften.

Die Uebertragbarkeit von Veränderungen, die die Eltern im Laufe ihres Lebens erfahren haben, auf die Nachkommen, ist eine Frage, die trotz zahlreicher Versuche noch nicht völlig geklärt ist und die Biologen dauernd in Athem hält. Als solche erworbene Eigenschaften kommen weniger grobe Eingriffe in die körperlichen Verhältnisse der Eltern in Betracht, also Verletzungen, Verstümmelungen, obgleich gerade mit solchen Erscheinungen häufig umfangreiche Versuche angestellt wurden, die — wie gleich vorweg genommen sei — fast immer ein negatives Ergebniß hatten; vor allem fragt es sich vielmehr, ob die im individuellen Leben als zweckmäßige Rückwirkungen auf die Einwirkung der Außenwelt erworbenen Eigenschaften der Eltern vererbbar sind, also alle die Erscheinungen, die auf der uns in ihrem Wesen und ihrem kausalen Zusammenhang noch so wenig klaren Anpassungsfähigkeit der Organismen beruhen. Für beide Arten von so erworbenen Eigenschaften liegen Beobachtungen vor, die die Möglichkeit der Vererbung beweisen. Künstlich bei Meerschweinchen hervorgebrachte Krankheit von Fallsucht trat auch bei einer großen Anzahl von Jungen wieder auf, Verletzungen der menschlichen Hand fanden sich bei den Kindern wieder, und ähnliche feststehende Thatsachen wurden wiederholt beobachtet und berichtet; aber sie scheinen seltene Ausnahmen zu sein, denn die meisten in dieser Richtung angestellten Versuche fielen negativ aus. So schnitt der Freiburger Zoologe Weismann zahllosen Generationen von Mäusen die Schwänze ab, und immer traten sie bei den Jungen unversehrt wieder auf, und auch die Thatsache, daß die bekannten Verstümmelungen mancher Völker, wie wir sie bei den Chinesen, den Juden, den Neuseeländern, bei manchen afrikanischen Stämmen finden, immer wieder bei den Kindern von Neuem vorgenommen werden müssen, spricht gegen die Vererbbarkeit solcher Neuerwerbungen oder Verluste. Es scheint, als ob dazu der Umstand treten müsse, daß solche Verletzungen auf die Vermehrungszellen, das Keimplasma, einen Einfluß haben müssen, um erblich festgelegt zu werden; aber da kommen wir wieder auf ein Gebiet, das noch völlig dunkel ist, denn weder über die Thatsache selbst noch über das Wie? herrscht irgend welche Klarheit. Mehr Zustimmung unter den Fachleuten findet die Frage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften in Beziehung auf die zweite Art, die Anpassung an die veränderten Faktoren der Umgebung. Am bekanntesten sind die positiven Erfolge der schweizerischen Forscher Standfuß und Fischer, sowie ihrer Nachfolger an Schmetterlingen, vor allem am Bärenspinner, der bei der Aufzucht in der Kälte in Farbe und Zeichnung variirt, und diese Abänderung sicher auf einen Theil seiner Nachkommen vererbt, sobald sie unter gleichen Verhältnissen aufwachsen. Sobald die folgenden Generationen aber in normaler Umgebung aufgezogen werden, verlieren sich die durch die Eltern erworbenen Eigenschaften wieder, und dasselbe hat man bei Alpenpflanzen bemerkt, die, in unser Klima versetzt, rasch degeneriren und diese Degeneration auch vererben, sobald sie wieder in ihre alte Heimath zurückverpflanzt werden, und ähnliches gilt auch von unsern Obstbäumen. Diese und ähnliche Erscheinungen scheinen darauf hinzudeuten, daß zwei Bedingungen vorhanden sein müssen, falls eine Vererbung eintreten soll: einmal muß der veränderte Faktor der Außenwelt so stark wirken, daß er auch die Fortpflanzungszellen beeinflußt, und zweitens muß diese Einwirkung auf die Generationen lange genug dauern. Ueber beide Bedingungen verfügt die Natur, vor allem auch über die Länge der Zeit, denn Jahrtausend lang experimentirt sie bereits, weiht Unbrauchbares im Laufe dieser Jahrtausende erbarmungslos dem Untergang und läßt Brauchbares sich weiter entwickeln. Freilich eins gilt dabei stillschweigend als Voraussetzung: daß überhaupt eine Beeinflussung der Fortpflanzungszellen durch die Außenwelt stattfindet. So gilt, wenn man sich über das Wie? noch nicht klar ist, bei der größten Mehrzahl der Biologen die Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften als eine feststehende Thatsache; jedenfalls ist diese Frage nicht nur für den Thier- und Pflanzen